

Vergesst das Einfamilienhaus

Referat anlässlich der Umfrage zur Baukultur des BAK an der 16. Architekturbiennale von Venedig

Felix Keller, im Mai 2018

Sehr geehrter Herr Bundespräsident, sehr geehrte Damen und Herren,

Baukultur: “Es braucht eine humanistische Vision, wie wir die Orte, in denen wir leben und das Vermächtnis, das wir hinterlassen, gemeinsam gestalten”, so lesen wir in der Deklaration von Davos.¹

Als mich das Bundesamt für Kultur kontaktierte und um einen soziologischen Essay anlässlich der Publikation der Befragung bat, klang etwas Sorge, schon fast Resignation mit, angesichts der Ergebnisse und der Möglichkeit der Entfaltung einer solchen Vision. Das Bild der traditionell antiurbanen Schweiz habe sich einmal mehr bestätigt. Wenn es um Themen der Baukultur, der zeitgenössischen Architektur und der Siedlungsentwicklung gehe, erweise sich die Kluft zwischen Experten und Bevölkerung als beinahe unüberbrückbar.

Freilich, eine Kluft in der Wahrnehmung von kulturell Wertvollem zeigt sich auch in anderen Gebieten. Das ist in der Literatur, dem Film, der Kunst gleichermassen der Fall. An die *Art Basel* mag hingehen wer will, ein anderer wird mit dem Bild einer schönen Landschaft im Schlafzimmer vorliebnehmen. Diese ästhetischen Zonen sind in modernen Gesellschaften hinreichend voneinander getrennt. Doch bei der Baukultur liegt der Fall anders. Baukultur ist *res publica* schlechthin: sie geht alle an. Sie betrifft alle und ist nie Angelegenheit eines Einzelnen.

Deshalb birgt die Frage der Baukultur auch Konfliktpotential. Eine Gruppe von Architekten des ETH Studio Basels um Diener, Herzog, Meuron schreibt, dass die Schweiz weniger von

¹ <https://davosdeclaration2018.ch/>

mangelnder Solidarität zwischen Klassen, Schichten oder Gruppen bedroht werde als von einem fehlenden Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Orten: es existiere eine Art räumlicher “Klassenkampf”, in dem jede Lebensweise, jede Region ihre Interessen durchsetzen respektive in Bauten verwirklicht sehen will.²

Aber ist das, worin sich diese Konflikte manifestieren, auch deren Ursache? Es fällt auf, dass sich der kritische Diskurs um Siedlung und Baukultur, Voraussetzung für die Vision eines Neuen, Besseren, auf eine schon fast erstaunliche Weise auf eine Wohnform konzentriert: das Einfamilienhaus, das Hüslü, “la maison individuelle”. Es ist paradoxerweise gerade jenes Wohnobjekt, das die Bevölkerung am sehnlichsten erwünscht. Die Präsenz des Einfamilienhauses in den Auseinandersetzungen erstaunt den Beobachter: Als ob es nicht andere problematische Architekturen gäbe, als ob nicht andere Wohnformen das Bedürfnis eines guten Lebens verwirklichen könnten. Aber es lässt auch aufhorchen: wie in einem Kaleidoskop das Licht bricht, brechen sich in diesem Objekt die verschiedenen Vorstellungen, was ein gutes Leben sein könnte.

Weshalb zieht aber das Einfamilienhaus Begehren und Kritik fast schon magisch an? Zuallererst: Das Einfamilienhaus ist eine *einfach lesbare soziale Form*. Die Interpretation, was es ausdrückt, wer darin lebt, wie es sich darin leben lässt, scheint nicht schwerzufallen. Doch gerade wegen seiner Einfachheit droht es auch zur Beute von Mythen zu werden. Mit dem Einfamilienhaus als Mythos, Mythos des Schweizer Alltags, meine ich, dass diese Form Aufmerksamkeit absorbiert, Debatten auf sich zieht, während Anderes, schwieriger zu Thematisierendes aus dem Horizont wegrückt. Doch darin lässt sich durchaus eine gewisse Logik erkennen. Es scheinen zwei grundsätzliche verschiedene Vorstellungen sich dieses mythischen Objekts anzunehmen, die sich idealtypisch wie folgt zusammenfassen liessen:

Die erste Perspektive: Für breitere Bevölkerungskreise, so zeigt sich immer wieder, verspricht das Einfamilienhaus das, was der Soziologe Erving Goffman als *Territorium des Selbst* bezeichnet hat. Einen Ort der Handlungsautonomie, ein abgrenzbarer Ort, in dem das Selbst sich unabhängig verwirklichen kann. Das Einfamilienhaus erzeugt einen Raum, der nicht einer übergeordneten gesellschaftlichen Funktionslogik unterworfen scheint, sondern der selbst zum Funktionieren gebracht werden muss.

² Diener, Roger u. a. (Hrsg.): Die Schweiz - ein städtebauliches Portrait. Band 1, Basel: Birkhäuser Verlag für Architektur 2006, S. 148.

Das ist ein starkes Versprechen in einer immer komplexer werdenden Welt. Weshalb? Es ist eine der unbeabsichtigten Folgen modernen Wirtschaftens, so der Soziologe Richard Sennett, dass es die Sehnsucht nach dem Ort stärkt, nach Verwurzelung: angesichts des Drucks nach mehr Flexibilität, der Unbeständigkeit des Berufslebens, der Oberflächlichkeit des Teamworks und seinen flüchtigen Konstellationen. Das Einfamilienhaus verspricht eine kleine Insel der Ordnung in der Unvorhersehbarkeit des modernen Lebens.

Es geht mir nicht darum, ob sich diese Sehnsucht tatsächlich verwirklichen lässt: soziologische Untersuchungen schildern in fast schon ermüdender Weise, wie diese Utopie eines Territoriums des Selbst scheiterungsanfällig ist – sondern wodurch dieser Mythos des Einfamilienhauses eigentlich seine Energie bezieht, so dass ein Argumentieren dagegen schon zum vornherein vergeblich sein muss.

Dies heisst aber, dass die Ursache des Begehrens nach dieser Wohnform nicht in den Leuten selbst liegt, in ihrem kleinen Egoismus, der ihnen immer wieder vorgeworfen wird. Sie resultiert vielmehr aus einer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Logik, die ausserhalb der Leute selbst produziert wird und in einer Befragung wie der vorliegenden allenfalls *zum Ausdruck* kommt.

Die zweite Perspektive: das Einfamilienhaus ist auch ein Mythos der Kritik, ich möchte fast sagen ein Fetisch der Kritik. Es steht greifbar und sichtbar in der Landschaft und wirkt wie ein Monument einer bestimmten Lebensform. Eine unliebsame Lebensform, die demonstrativ auf das Städtische verzichtet, sie verzichtet auf das Primat der Verdichtung, des öffentlichen Lebens. Das geschlossene Garagentor wirkt abweisend wie ein geschlossener Mund: lasst uns in Ruhe, “wir wollen nicht reden”, so erscheint es dieser Kritik.

Nichts von öffentlichem Raum und freier Begegnung, dem Traum von urban orientierten Experten. Dafür würden Ressourcen geopfert, die anderswo gebraucht werden könnten, Raum und Energie. Die Folgewirkungen über das steigende Verkehrsaufkommen erscheinen als immens und belasten letztlich wiederum die Städte.

Aber weshalb ist das Einfamilienhaus auch für eine solche Kritik ein Mythos im oben genannten Sinne? Die Problematik dieser Form der Kritik des Einfamilienhauses liegt darin, dass der Geschmack und die Präferenzen der Bevölkerung nur einen geringen Aspekt des Phänomens des Einfamilienhauses und seiner flächenhaften Verbreitung darstellen. Einfamilienhaussiedlungen, so die wohl umfassendste schweizerische und sehr akribische Untersuchung zum Phänomen, sind weniger Ergebnis von Wohnvorstellungen oder

zunehmender Mobilität, sondern Resultat einer Vielzahl von Interessenverknüpfungen zwischen Bauinteressierten, Grundbesitzern, Politikern, Kreditgebern, Staat, Verwaltung, Planern, Juristen, Architekten, Bauunternehmern, Bauindustrie, Verkehrsbetrieben, Automobilwirtschaft, Gesetzgebungen.³

Das Einfamilienhaus ist ein Mythos des Schweizer Alltags: das Einfamilienhaus bietet die einfache und ebenso rationale Möglichkeit, einen ökonomischen und kulturellen Zusammenhang zu artikulieren, dessen Komplexität und Verflochtenheit kaum zu durchschauen und ebenso schwierig zu benennen ist und vor allem: in dem sich die Kritiker, wie Architekten, die selbst Einfamilienhäuser bauen, unversehens selbst positioniert sehen. Es ist die fatale Eigenschaft von solchen Alltagsmythen, so Roland Barthes, dass sie die Imaginations- und Denkreisourcen auf das unmittelbar Sicht- und Wahrnehmbare lenken, nur um so die grösseren Zusammenhänge zu desartikulieren.

Und was nun? Experten und Bevölkerung liegen im einvernehmlichen Streit. Die beiden Positionen gegeneinander ausspielen zu wollen, war bislang vergeblich und wird wahrscheinlich vergeblich bleiben.

Mehrsprachigkeit

An der Oberfläche dieser komplexen Matrix scheinen sich mindestens zwei Wahrnehmungsformen verständnislos gegenüberzustehen, sie scheinen weitere Denkmöglichkeiten zu blockieren. Gleichzeitig ist diese Oberfläche dennoch der Punkt, wo Veränderungen möglich sind. Lassen sich die unterschiedlichen Perspektiven unter einen Hut bringen? Wohl kaum, aber vielleicht lassen sie sich überlagern.

Ich möchte nochmals auf die Idee der Baukultur zurückkommen und auf die Präferenzen, die ja auch in der Befragung erhoben wurden: Ihr Modell, so wurde mir auch gesagt, ist die *Agora*, der Versammlungsort der klassischen griechischen Gesellschaft. Betrachten wir die griechische Architektur nun etwas genauer, im Speziellen die griechischen Säulen: sie sind nach dem klassischen ästhetischen Ideal errichtet, dessen Vorbild bis heute strahlt, wie auch der Begriff der Baukultur zeigt. Doch diese Form ist nur ein Element. Die Giebel des Tempels von Artemis waren beispielsweise in leuchtenden roten und blauen Farben bemalt.

³ Bosshard, Max u. a.: Zukunft Einfamilienhaus?, hg. von Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Institut Urban Landscape, Sulgen: Niggli Verlag 2014, S. 10.

Sie zeigen ein Relief, in dem sich Giganten spektakulär bekämpfen. Es gibt die fliehende Gorgo, die Medusa mit ihren Schlangen, Mord, Totschlag, Spektakel. Mit den Worten des Architekturtheoretikers Charles Jencks gesprochen: diese Säule ist mehrfach codiert, sie spricht in verschiedenen Sprachen: Visuelle Feinheiten, reine Architektur – als solche notwendig elitär – haben ebenso Platz darin wie die Volks-Kultur mit ihren eigenen ästhetischen Bedürfnissen.

Auch in anderer Hinsicht der Frage des Bruchs zwischen Experten und Bevölkerung erscheint Jencks Arbeit aktuell, obwohl die architekturtheoretische Postmoderne als begraben gilt. Jencks wandte sich ganz klar gegen eine Architektur, die ein einheitliches Stil- und Gestaltungsprinzip durchsetzen will, wie es die moderne Architektur tendenziell tat. Er nennt eine solche Architektur dem Tod geweiht, weil sie kein soziales Leben erzeugen und beherbergen könne. Denn die Gesellschaft ist für ihn ein Gewimmel unterschiedlicher Perspektiven, Codes, Wahrnehmungsmuster, sozialer Praktiken, die sich nur unter diktatorischen Zwängen unter einen Hut bringen liessen.

Eine Mehrfachcodierung des Raumes ist für Charles Jencks der Weg, mehrere Architektursprachen und damit auch unterschiedliche ästhetische Bedürfnisse und Praktiken zu vereinigen. Was Jencks vorschwebte, ist, Räume und Gebäude so zu bauen, dass sie nicht alleine einer Sprache, dem Stil eines Milieus gehorchen. Es handelt sich keineswegs um einen Kompromiss, sondern um ein mehrdimensionales Spiel. Die Mischung von Formen ermöglicht auch Kommunikation, was ja gerade auch die Idee der Baukultur bezeichnet.

Der Umgang mit Sprachen, die nicht die eigenen sind, mag die einen oder anderen zur Verzweiflung bringen. Doch Jencks sagt: “Die Umwelt erkennen, heisst ihre Zweifelhaftigkeit zu akzeptieren. Wir sehen ein Sprachgewirr, einen offenen Kampf persönlicher Ideolekte, nicht die klassischen Sprachen.”⁴

Das Lexikon dieses Sprachgewirrs kann nicht doziert, kann nicht gelehrt werden, es lässt nicht aus einem übergeordneten Denksystem oder ästhetischen System deduzieren, es muss erforscht werden. Wiederum Jencks: “Wenn jemand Geschmack und Verhalten eines Kulturkreises verändern oder zumindest beeinflussen will ... muss er zuerst die dieser Kultur

⁴ Jencks, Charles: Die Sprache der postmodernen Architektur : die Entstehung einer alternativen Tradition, [2., erw. Aufl.] Aufl., Stuttgart: DVA 1980, S. 39.

gemeinsame Sprache beherrschen.“ Das heisst, er muss sie lernen, und das kann er nur tun, wenn er sich ins Feld begibt.

Ein Beispiel, das Jencks diskutiert, ist das Satteldach: für viele Architekten lange Zeit der Ausdruck von Spiessigkeit schlechthin. Dabei handelt es sich um ein über die Jahrhunderte, in evolutionärer Auseinandersetzung mit regen- und schneereicher Umwelt entstandene Form, die sich tief in das kollektive Gedächtnis eingebrannt hat als Versprechen des Schutzes. Anstatt diese starke Bedeutung zu ignorieren, wäre gefordert, sie aufzunehmen, weiterzuarbeiten und mit der ästhetischen Sprache neuer Architektur und Raumwahrnehmung zu verbinden.

Bestehende Architekturen als Experimentierfeld

Das Gegenargument gegenüber Jencks Position lautet: das ist ja alles schön und gut, und wurde auch von der Architektur immer wieder versucht. Aber gerade die Umfrage zeigt, dass Jencks Idee *nicht* funktioniert. Vor die Wahl gestellt, in einem klassischen traditionellen Einfamilienhaus zu wohnen, oder in einem modernen Haus mit reduzierter Architektursprache, oder in einem Einfamilienhaus, das gerade mehrsprachig ist, wählen die Leute dann doch mit überwiegender Mehrheit das traditionelle Haus mit Satteldach. Während das Satteldach aufgehoben in moderner Architektursprache deutlich weniger Akzeptanz findet.⁵

Doch soll man unmittelbare Antworten, die mit einer Befragung evoziert werden, nicht allzu absolut nehmen. Befragungen dieser Art artikulieren vor allem bestehende Vorstellungen, weil die Leute halt die Bilder, die sie im Kopf haben, bei Nachfragen abrufen; erfahrungsgemäss folgen die Leute tendenziell auch den Normen, von denen sie glauben, dass sie die Normen der anderen, der Mehrheit seien. Solche grossflächigen Befragungen tragen daher ein inhärentes konservatives Element in sich, das es zu beachten gilt.

Bei genauerer Betrachtung ist denn der Fall auch nicht mehr so klar. Darauf gibt in einem kleinen Detail die Befragung selbst Hinweise. So bevorzugen die Befragten unversehens die unkonventionelle Formsprache der Fassaden, dann, wenn diese etwas aufnimmt, mit dem sie etwas verbinden können, etwa rankende Pflanzen.

⁵ <https://www.newsd.admin.ch/newsd/message/attachments/52499.pdf>

Eine zweite Horizonterweiterung birgt Jencks Ansatz. Anstatt den Raum insgesamt nach *einer* normativen oder ästhetischen Logik umzugestalten, wie es die Planspiele der Moderne noch imaginierten und so viele sozial tote Zonen schufen, weil die Leute dem Code nicht folgten, bietet sich an, diese Mehrsprachigkeit auch auf den kollektiven Raum selbst zu übertragen. Es ginge weniger darum, das einzelne Einfamilienhaus abzureissen und neu zu bauen, sondern den kollektiven Raum insgesamt neu zu begreifen, neu zu codieren.

Die Leute leben in komplexen Verhältnissen, und sie finden komplexe, überraschende Lösungen, die nicht gleich ersichtlich sind. Hinter der Garagentür geht es weiter, entfaltet sich ein Leben, das verstanden werden muss. Aber spätestens nach dem Vorgarten öffnet sich das Reich des Kollektiven, das nicht ein Einzelner und sein Eigenheim, oder eine einzelne planerische Vision bestimmen kann.

Es ist ein Gedankenexperiment, um der Ratlosigkeit gegenüber den Ergebnisse der Befragung etwas entgegenzuhalten, eine Art positive Infiltration der Einfamilienhaussiedlungen und vielleicht auch bald Einfamilienhausbrachen, die aufgrund demographischer Veränderungen entstehen werden.⁶ Es ginge nicht darum, den Raum einer totalisierenden Vision zu entwerfen, sondern vielmehr darum, in den Siedlungen architektonische und räumliche Kristallisationspunkte zu pflanzen, die den ganzen Raum langsam mit einer zusätzlichen Logik oder Sprache versehen, ihn so mutieren, ohne dass der Raum selbst als Gesamtes zur Disposition steht.

Ein einzelnes öffentliches Gebäude vermag die Umgebung zu verändern, wird zur “formenden Form”, zu “forma formans”: dies funktioniert in der Stadt, weshalb nicht im breiteren urbanen Raum, den die Schweiz ja inzwischen längst bildet? Wenn Baukultur keine Einheitskultur sein kann, wenn sie kein ästhetisches Gesamtsystem sein kann: Wie lässt sich Raum für Experimentieren erzeugen, der das Übereinanderlegen verschiedener Sprachen erlaubt? Auf welche Weise kann ein Experimentalsystem errichtet werden, das auch *Scheitern* erlaubt, denn es sind ja vor allem falsifizierte Hypothesen, die Wissen mehren? Diese Überlegung wäre auf jeden Fall produktiver, anstatt Traum und Trauma des Einfamilienhauses immer weiter zu zelebrieren.

⁶ Koll-Schretzenmayr: „Stirbt das Einfamilienhaus aus?“, *disP* 1/184 (2011), S. 3–4.

Schluss

Vielleicht hilft es, diese kleinen Territorien des Selbst als historisch gewachsene Voraussetzung zu betrachten, die nicht weggedacht werden können, ohne die Geschichte der Schweiz selbst wegzudenken, um dann den Raum selbst zum Experimentalraum zu definieren, in denen sie stehen, diesen mit neuen Bauten mit neuen, andersartigen fremdartigen Sprachen zu konfrontieren: das heisst Raum für Beobachtung zu schaffen, für Experimentieren, für Lernen, das heisst auch für Scheitern.

In diese Richtung wird auch bereits gedacht,⁷ aber die Grenzen sind klar, andere Wissenschaften haben ganz andere Möglichkeiten, Experimentalsysteme zu errichten, Variablen flexibel zu verändern, Einflüsse zu modellieren, Hypothesen zu testen, zu verwerfen und neu zu formulieren, um so Wissen zu schaffen, als dass es der Raumplanung und Architektur möglich wäre, ohne einen Aufstand zu provozieren.

Vielleicht hilft es einstweilen, die kaum zu widerlegende, aber stereotype Kritik am Einfamilienhaus für eine Weile zu vergessen, um den Blick auf anderes Denkmögliches zu eröffnen. Wer sich damit nicht abfinden mag, den tröstet vielleicht ein Gedicht von Robert Gernhardt (es heisst: "Nachdem er durch Metzgingen gegangen war").

Dich will ich loben, Hässliches,
Du hast so was Verlässliches.
Das Schöne schwindet, scheidet, flieht,
fast tut es weh, wenn man es sieht.
Wer Schönes anschaut spürt die Zeit,
und Zeit sagt stets: Gleich ist's so weit.
Die Schönheit gibt uns Grund zur Trauer,
die Hässlichkeit erfreut durch Dauer.

⁷ Bosshard u. a.: Zukunft Einfamilienhaus?